

Finale

O-Ton

«Warum wohntest du so lange am Sumpfe, dass du selber zum Frosch und zur Kröte werden musstest?»

Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra

In Scapas Gebirge der Fantasie

Wenn der Berner Künstler Scapa zur Vernissage lädt, verliert sich kein Häufchen Interessierter in einem Hinterzimmer. Dann kommt tout Berne, sodass in Vallamond-Dessous (VD) am Murtensee ein Wachmann den Autoverkehr regeln muss. In der Galerie herrscht Gewusel. Diese liegt gegenüber dem Schloss, in dem der bald 83-jährige Ted Schaap – so sein bürgerlicher holländischer Name – mit Gattin residiert, auch sie eine Künstlerin. Das Schloss sei ein brüchiges Gemäuer, pflegt Scapa zu witzeln, das nur von den aufgehängten Bildern an den Wänden zusammengehalten werde.

Berns Stadtpräsident ist an diesem Sonntag da, die BDP-Regierungsrätin – und der ehemalige Bundesrat Dölf Ogi. Der Bergler ist angetan vom Thema des neuesten Buches mit dem schlichten Titel: Berge. Ogi sinniert in seiner Kurzsprache über schroffe Wände, Gefahren und die Kleinheit des Menschen im Angesicht der göttlichen Schöpfung. Den optimistischen Ogi und den Künstler mit der anscheinend grenzenlosen, geradezu kindlichen Fantasie verbindet ein tragisches Erlebnis: Ogi verlor seinen Sohn, Scapa seine Tochter. «Manchmal helfen die Berge, Antwort zu finden», sagt Ogi – vielleicht auch die Antwort auf diese Frage nach dem Warum.

Im Bergwerk der Ideen

Das Publikum sichtet die Bilder aus dem Buch, die an der Wand hängen, und manch einer fragt sich: Wie kommt Scapa nur auf solche Ideen? Es gibt viel Ulkiges zu entdecken. Da ist der Zuckerberg aus Zuckerbeuteln (nicht bekannt aus Facebook), der geplante Berg, den erst Profilstangen andeuten, der Bergbau, bei dem nicht Kohlen ausgegraben, sondern Felsbrocken aufeinander geschichtet werden. Auch Kinder, sonst nicht unbedingt glücklich in Galerien, sind entzückt. Man wundert sich nicht, dass der gross gewachsene Mann noch als gesetzter Herr im Fernsehstudio den Draht zu Kinderseelen fand. Den Draht zum Kind in uns findet er noch immer, wenn er in seinem Atelier – erleuchtet von einem Armleuchter, dessen Lichter tatsächlich von Menschenarmen gehalten werden – seiner Kunst frönt. (mdü)

Ted Scapa, Berge, 156 Seiten, 80 Abbildungen, gebunden, 58 Franken. Parlevent-Verlag, Bern 2013. www.scapa.ch



Andri Schenardi spielt den lasziven Conférencier, der die Ereignisse am Laufen hält. Foto: Philipp Zinniker

Kalbsköpfe statt Hakenkreuze

In der Filmversion mit Liza Minelli wurde «Cabaret» weltberühmt. Konzert Theater Bern komprimiert den Musical-Klassiker auf ein unterhaltendes Kammerformat ohne Tiefenschärfe.

Marianne Mühlemann

Ein Vorhang, ein roter Teppich? Wie eine Abfahrtspiste fliesst das Rot lasziv über die Diagonale von der Decke: Da hat die Bühnenbildnerin Doreen Back einen tollen Hingucker geschaffen. Dass das rote Ding wie eine riesige Zunge aussieht, die gierig nach Opfern leckt, passt perfekt zum Spiel, das hier in Gang kommt. Die Vidmar mutiert zum Berliner Kit-Kat-Club, wo sich Anfang der 1930er-Jahre die Bohémiens, Transvestiten und Prostituierten treffen. Eine Parallelwelt, in der man für gutes Geld ein paar Stunden die Sorgen vergessen kann; und die Politik da draussen, die, so denken hier viele, «mit uns nichts zu tun hat». Doch an den Rändern des Rampenlichts taucht bereits der Nationalsozialismus auf.

Auch Clifford Bradshaw (Jonathan Loosli) hat sich in diesen Sündenpfuhl verirrt. Der amerikanische Schriftsteller mit dem Sunnyboy-Look eines Hugh Grant sucht Stoff für seinen neuen Roman. Wie das Publikum wird er hineingezogen in den Sog der Ereignisse, die von Andri Schenardi als laszivem Conférencier am Laufen gehalten werden. Ein atemraubender Mittelpunkt ist dieser dämonische Boy mit Harald-Glöckler-Glitzersteinen auf dem Body. Wie er mit rauchiger Stimme «alles schön hier und die Mädchen alle Jungfrau» flötet,

wer wollte ihm nicht glauben? Und schon strömen sie heraus die Ladys, leicht bekleidet aus dem Lustschlitz in der roten Teppichzunge. Die Kit-Kat-Girls und -Boys. Und die, bei denen das nicht so klar ist mit dem Gender. Sie schwingen die Straps-Hüften und die rasierten Schenkel. Das Publikum bekommt, was es erwartet (Choreografie Patrick Stauf). «Man nimmt, was man kriegt», sagt Frau Schneider (Heidi Maria Glössner), als sie Cliff für 50 statt 100 Euro eine Bleibe vermietet. Die Pensionärin in Hausfrauenschürze, die sich später in eine fesche Blondine verwandelt, schlägt aus ihrer Wohnung Kapital, um über die Runden zu kommen. Als ihr der jüdische Obsthändler Schultz (Stefano Wenk) Hoffnungen auf einen zweiten Frühling macht, sagt sie: Warum nicht? Und steht da mit einer Ananas und einem Verlobungsversprechen. Von Zärtlichkeit allerdings redet der Schultz lieber, als dass er sie tut. So siegt der Verstand über die Emotion. Frau Schneider will nicht mehr. Nicht weil der Schultz Jude ist, aber pleite. Und so kommt es eigentlich aufs Gleiche heraus.

Auch Clifford Bradshaw scheitert liebebestechnisch. Wie ein erlegtes Wild hängt er am Ende an der Vorhangstange, singt «Bienvenue» und «Enchanté», es ist purer Sarkasmus, der-

weil unter dem bunten Rock einer Tänzerin schon ein Gerippe hervorlugt. Die Prostituierte Sally Bowles (etwas blass: Henriette Blumenau), mit der Cliff in Amerika ein neues Leben anfangen will, lässt ihn sitzen. Das gemeinsame Kind (das auch von einem Asiaten oder Max, dem «Cabaret»-Betreiber, sein könnte) hat sie heimlich abgetrieben. «Farewell, mein lieber Herr», singt sie und ihr Sprechgesang wird immer sonorer.

Trotz Mikrofon matt

Mathias Schönsee hat die Neuinszenierung des Musicals «Cabaret» modernisiert und auf Kammerformat adaptiert. Das zweieinhalbstündige Stück, zu dem John Kander (Musik), Joe Masteroff (Buch) und Fred Ebb (Gesangstexte) geschrieben hat, wird von der Musik getragen. Das Orchester ad hoc ist perfekt in die Szene integriert. Dirigent Michael Frei sorgt mit Verve für Tempo und Stimmungswechsel. Trotzdem dürfte das Zusammenspiel mit den Schauspielern-Sängern oft präziser sein. Dass trotz Mikrofon-Verstärkung einige Songs matt und im Ausdruck wenig spannungsreich daherkommen, ist eine der Schwachstellen des Stücks. Ernst Ludwig (Benedikt Greiner) zeigt sich als Schlitzohr, das mit Geldscheinen trickst und mit dem Feuer spielt. Und wenn der angehende Nazi sich nervös

kratzt am Hals, er tut es oft, kann man sicher sein, dass er gerade lügt, betrügt oder für seine Leute missioniert, «die etwas bewegen wollen». Obwohl das Stück bis in die jiddische Musik auf die Nazi-Zeit anspielt, gibt es statt Hakenkreuze goldene Kalbsköpfe. Die Korruption in der Finanzwelt ist ein Seitenthema, es mündet ganz Musical-like in einen Tanz mit Engelsflügeln aus Dollarnoten. Regisseur Schönsee spielt mit dem Weichzeichner. Selbst der scharfe Cognac, eine von vielen kleinen Pointen, schmeckt nach Pfefferminz, weil Sally ihn Cliff aus dem Zahnglas serviert. Und die Herren auf der Galerie sind grau und nicht braun. Auch wenn sie ihre Kalbs-Orden zur Schau stellen, unisono «Der morgige Tag ist mein» intonieren, synchron Marschrhythmen dirigieren oder das Orchester eigentlich zum Tanz aufspielt. Man erkennt die Signale, aber schaudern will es einen nicht. Zwar ist aus den bunten Partyballonen zum Schluss die bunte Farbe gewichen. Die Kugeln heben sich wie weisse Friedentauben vom Rotlicht ab, die der Master of Ceremony persönlich absticht. Mit den Ballonen platzt auch die letzte Beklemmung.

Weitere Vorstellungen bis 1. Juni 2014, www.konzerttheaterbern.ch

I bsinne mi (17/52) Gerhard Binggeli

Zwölf Gufere un es Güferli...

1968. Prag. Im Ougschte. I der kommunistische Partei vo der CSSR, der Tschechoslowakische Diktatpartei, tuet sich öppis. Ungerem Schlagwort «Sozialismus mit menschlichem Antlitz» wird e Reformkurs gefahre, u dä Prozäss het e Name übercho: «Prager Frühling». Aber scho im Ougschte geit dä zart Demokratisierungsversuch abrupt z Änd. D «Brudernatione» vom Warschauer Pakt fahre mit Panzer uf. D UdSSR, Pole, Ungarn, Bulgarien u d DDR schicke ihri Armee i d Tschechoslowakei, für däm ungföglige Brueder Verstag u sozialistische Ornig byzbringe. Me schetzt, dass zwüsche 200 000 u 600 000 Soldate dä Ufstang bluetig nidgerschlage hei.

1969. Prag. Im Dezämber. I übernachtete im ene Hotel i der Nöchi vom Pulverturm. Us em sanfte Prager Früelig isch e bitterchalt Winter worde, politisch u meteorologisch. Ganz Prag frürt. Ou im

Restaurant vo mim Hotel isch es chalt. I bi der einzig Gast a däm Obe u hocke ziemli verlore im ene Egge am ene Sächsertisch. Jetz chunt eine ine, e Weschler offebar, e Yankee schetzen i. Er chunt uf mi zue, frogt uf Amerikanisch, öb i eleini sig u öb är dörfi zu mir hocke – z zwöit sig es doch e chli weniger ugmütlich. I säge jo, i schetze d Amerikaner für ihri spontani Art. Aber i däm Dezämber 1969 weis me nie, uf was me sich yloht. Item, mir ässe zäme z Nacht, froge enang nach wohär u wohäre u worum. U schliesslich verzelt mir der Jim e Teil vo sim Läbe.

Der Jim isch Ex-Rumän, isch churz nach em Chrieg i d USA usgwanderet, het dert Erfolg gha u isch Amerikaner worde. Aber der gross Teil vo sine Verwandte isch z Rumänien, e Fründ aber z Prag, der Grund für sy Bsuech im bitterchalt Winter 1969.

Der Jim verzelt mer verschmitzt, wien är reislet. Mit em ene Mietouto vo Wien nach Rumänien u im Outo zwölf grossi Gufere un e chlyni. Gäng em glyche Tag im Johr, zur glyche Zyt, am glyche Gränzübergang. «U wen i chume», verzelt er gheimnisvoll, «wen i chume, isch gäng die ganzi Belegschaft vo däm Gränzposchte aawäsend. I stelle di zwölf grosse Gufere uf e Abfertigungsbank u ds chlyne Güferli a Schluss.»

Mi Gwunger wird läbiger... was isch de i däm Gepäck? Jim machts spannend: «I

«Us em sanfte Prager Früelig isch e bitterchalt Winter worde, politisch u meteorologisch.»

de zwölf grosse Gufere si Chleider für mini Verwandte z Rumänien, u i ha viel Verwandti u bruuche also ou viel Chleider». – «Was isch de im chlyne Güferli?» – «Lue, das geit so», bricht der Jim wyter. «Unger de Ouge vo allne Zollbeamte zeichnet der Chef es Chrüz uf di grosse Gufere, ohni se uf z tue, u das bedütet alls o. k., Abfertigung beändet». Jim cha wider ylade. Di chlyni Gufere aber wird ufto... der Chef weiss, dass dert verboten, weschtliche, dekadänti Literatur drin isch, wo sich mit der subere sozialistische Gsinnig nid vertreit und us däm Grund muess konfisziert wärde.

«Jetzt säg doch ändliche, was de da drin isch?» Jim grinset u seit: «Alli Nummere vom vergangene Johr vom Playboy, vierfach, u di wärde sofort beschlagnahmt und unger der ganze Belegschaft vo däm Gränzposchte verteilt.»

Tagestipp 65daysofstatic



Math-Rock und Noise-Gewimmel

Es fängt eigentlich ganz harmlos an: ein paar Glocken, ein Windhauch, ein lang gezogener, tiefeschürfender Ton. Doch dann knallt es plötzlich im Universum des Math-Rock und es erwachsen steile Gitarrenripfel, Noise-Gewimmel und Rhythmen, die Aphex Twin nicht besser hinbekommen hätte. Die vier Herren aus Sheffield lieben Synthesizer, das beweist auch ihr soeben veröffentlichtes siebentes Album «Wild Light». (klb)

Bad Bonn, heute um 21 Uhr.